

Aus Tschakas blutigen Tagen.

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Aus Tschakas blutigen Tagen.

Von M. S.

Einleitung.

Vor etwa zwei Jahrzehnten, während des Winters, welcher dem Sulufrüher (1879) voranging, befand sich ein Weißer — sein Name tut nichts zur Sache — mit zwei schwerbeladenen Güterwagen auf dem Wege von Durban nach Pretoria. Das Wetter war kalt, und was die Reise besonders bedenklich erscheinen ließ, war der Umstand, daß es in dieser Zeit für die Tiere — der Weiße hatte ein Doppelgespann von je 18 Ochsen — fast gar kein Gras mehr gab. Er hatte das vorausgesehen, die Reise aber dennoch angetreten des hohen Lohnes wegen, der um diese Jahreszeit für den Transport bezahlt wurde und der ihn hoffen ließ, etwaige Verluste an Zugtieren recht wohl mit in den Kauf nehmen zu können.

Es ging alles gut, bis er in die Nähe des Städtchens Stanger kam. Hier lag einst Duguzza, der Kral Tschakas, des ersten Sulufrüher, des Oheims von Cetwayo. Kaum hatte er Stanger hinter sich, da wurde es in der darauffolgenden Nacht bitter kalt; schwere, graue Wolken bedeckten den Himmel, kein Stern war mehr zu sehen.

„Wäre ich jetzt nicht in Natal“, sagte der Weiße zu sich selbst, „so würde ich einen schweren Schneefall befürchten. Genau das gleiche Aussehen hatte der Himmel jedesmal in meiner schottischen Heimat, bevor Schnee kam.“ Doch er wußte, daß es in Natal seit Jahren keinen tiefen Schneefall mehr gab. Er konnte also ruhig sein, nahm übrigens noch einen kräftigen Schluck aus seiner Brantweinflasche, rauchte sein Pfeifchen, und kroch dann unter den ersten seiner beiden großen Wagen, der mit dem rings bis zum Boden herabhängenden Wagentuche eine Art Zelt für ihn bildete.

Während der Nacht weckte ihn ein stark fröstelndes Gefühl, sowie das tiefe Brummen seiner Ochsen, die, jeder an seinem Platze, mit den Zugriemen angebunden waren. Er steckte seinen Kopf unter der Wagendecke hervor und hielt Umschau. Da sah er nun die ganze Gegend rings umher mit Schnee bedeckt, und ein schneidendkalter Wind warf noch immer neue Schneemassen vom schwerbehängenen Himmel herunter.

Eilends stand er auf, warf schnell einige Kleider um und rief die Kaffern zusammen, die unter beiden Wagen schliefen. „Schnell, meine Jungs, schnell, sonst erfriert unser Vieh in dem Schnee und Wind! Macht die Ochsen los und treibt sie zwischen die beiden Wagen, damit sie doch einigen Schutz vor dem Unwetter finden!“

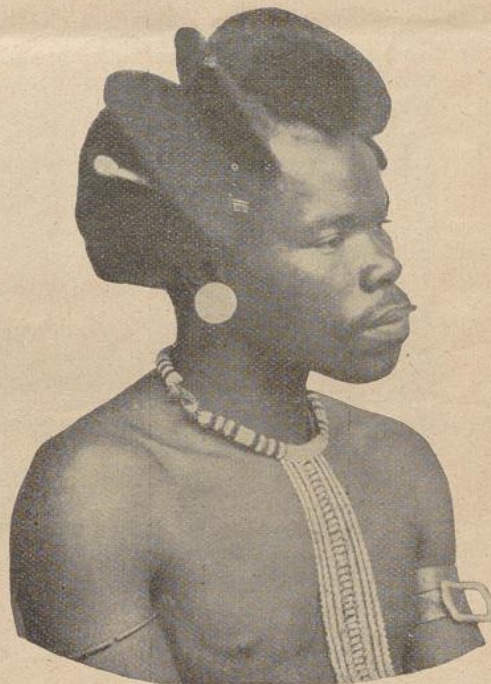
Es war ein schweres Werk, denn die Schwarzen zitterten in der ungewohnten Kälte am ganzen Leib, obgleich sie vom Kopf bis zu den Füßen in Wolldecken eingehüllt waren, und ihre steifen Finger vermochten kaum die Riemen zu lösen. Zuletzt gelang es doch, die 36 Ochsen zwischen den in mäßigem Zwischenraum nebeneinander gestellten Wagen unterzubringen. Front- und Rückseite wurden durch einige kreuzweis angebrachte

Riemen abgesperrt, das Durchgehen der erschreckten Tiere zu verhindern.

Nun kroch der Schotte mit seinen Schwarzen wieder unter den Wagen, zog die Decke tief herab, nahm seine Schnapsflasche zur Hand und entnahm derselben einige wärmende „Wagentropfen“.

Einige Zeit war alles ruhig, nur zuweilen hörte man das tiefe Brummen und unruhige Gebahren der Tiere.

„Wenn es nicht bald zu schneien aufhört“, sagte der Schotte zu sich selbst, „verliere ich alle meine Ochsen; denn sie sind die Kälte nicht gewohnt.“



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Haarfrisur eines Kaffergigerls.

Kaum hatte er dies gesagt, da hörte er ein Krachen brechender Riemen und ein Getrappel eilends entfliehender Tiere. Er blickte abermals unter seiner Wagendecke hervor und sah nun, wie alle seine Ochsen davonrannten. In wenigen Augenblicken waren sie in der Nacht und dem dichten Schneegestöber seinen Augen entschwunden. Was tun? Nichts, da hieß es einfach warten, bis der Tag anbrach.

Endlich fing es an zu tagen und es zeigte sich, daß die ganze Gegend rings umher in eine tiefe Schneedecke eingehüllt war. Von den Ochsen war nicht eine Spur zu sehen, und der frisch gefallene Schnee hatte jede Fußstapfe zugedeckt.

Natlos stand der Schotte da und fragte seine Kaffern, was da zu tun sei? — Der eine meinte dies, der andere das, alle aber kamen darin überein, daß man warten müsse, bis der Schnee schmelze.

„Oder bis wir samt den Tieren erfroren sind,“ entgegnete der Schotte, dessen Humor ebenfalls bis unter den Gefrierpunkt gesunken war; repräsentierten doch seine entlaufenen Ochsen einen Verlust von wenigstens 400 Pfund Sterling (8000 Mark).

Nun ergriff in der allgemeinen Verlegenheit ein Sulu, der erste Wagentreiber, der bisher schweigend zugehört hatte, das Wort:

„Mein Vater,“ sagte er, „meine Ansicht ist diese: Die Ochsen sind in dem Schnee verloren. Kein Mensch weiß, wohin sie sind; möglich, daß sie irgendwo ein schützendes Dach gefunden haben, wo sie aber sicherlich bald bis auf Haut und Knochen abmagern werden. Doch in dem Kraal da drüben — dabei zeigte er nach einem etwa eine halbe Stunde von dem Platz entfernten Hügel — lebt ein alter Wahrsager, Namens Zwente. Er ist alt, sehr alt, verfügt aber über höheres Wissen; und wenn irgend jemand sagen kann, wo die Ochsen sind, so kann es er.“

„Unsinn!“ entgegnete der Schotte. „Uebrigens etwas wärmer als hier unterm Wagen mag es in dem Kraal da drüben doch sein. So will ich einmal hinüber gehen zu dem alten Zwente und ihn fragen. Kann auch einige „Wagentropfen“ und etwas Tabak mitnehmen als Präsent.“

Eine Stunde später stand der Schotte in der Hütte Zwentes. Er fand hier einen uralten, äußerst hageren Mann, dessen Augenlicht erloschen und dessen linke Hand weiß und voll von Runzeln war.

„Was suchst Du, mein weißer Vater, in der Hütte des alten Zwente?“ sagte er mit hohler, gebrochener Stimme. „Du glaubst ja doch nicht an meine Kunst; wie sollte ich dir also helfen können? Doch ich will es trotzdem tun und will Dir zeigen, daß es ein höheres Wissen bei uns Suludoktoren gibt. Mein Vater, ich weiß, was Du suchst. Du möchtest wissen, wohin sich Deine Ochsen vor der Kälte geflüchtet haben. Ist es nicht so?“

„Es ist so, Doktor,“ sagte der Schotte. „Deine Ohren reichen weit.“

„Ja, weißer Vater, meine Ohren reichen weit, dergleichen aber auch meine Augen, obschon sie blind sind. Doch still! Laß mich horchen, laß mich sehen!“

Eine Weile saß er sinnend da, dann sprach er: „Weißer Mann, Du hast drunten in der Nähe von Pinetown eine Farm, nicht wahr? Ja, und eine Reitstunde davon entfernt lebt ein Bur, der an seiner rechten Hand nur vier Finger hat. Auf des Buren Farm befindet sich eine mit Mimosaebäumen bestandene Schlucht. Hier in dieser Schlucht, fünf Tagereisen von hier entfernt, wirst Du Deine Ochsen wieder finden mit Ausnahme folgender drei: des dicken schwarzen Madagaskar-Ochsen, des kleinen roten Sulu mit bloß einem Horn und dem alten Schecken. Diese drei nämlich sind in dem Schnee erfroren. Schick' hin und laß die übrigen holen.“

Der Schotte lachte anfangs über diese Worte, schickte zuletzt aber doch einige Boten aus. Und richtig, am ersten Tag kamen sie mit sämtlichen Ochsen zurück, ausgenommen die obigen drei. Der Schottländer hatte die Zwischenzeit in einer Hütte des alten Mannes zugebracht. Jeden Nachmittag kam er zu ihm und saß in mancherlei Gesprächen oft bis in die tiefe Nacht hinein mit ihm zusammen.

Am dritten Tag fragte er ihn, weshalb denn seine linke Hand weiß und ganz eingeschrumpft sei und wer denn Umjichlopogaas und Nada seien, deren Namen

er so oft erwähne? Da begann der alte Mann ihm eine lange Geschichte zu erzählen, die wir hier im Auszuge wiedergeben wollen. Zwente erzählte Tag für Tag, solange der Schottländer bei ihm war, doch seine Erzählung war mehr eine dramatische Darstellung zu nennen, als ein einfacher Bericht. War z. B. vom Tod eines Kriegers die Rede, so führte der Alte mit seinem Stab einen Stoß aus, um genau zu zeigen, wie und wo die Lanze traf. Bei besonders traurigen Ereignissen, die seine Geschichte berührte, stöhnte und weinte er. Dabei sprach er mit verschiedener Stimme, denn all die hervorragenden Personen, die in seinem Drama handelnd auftraten, ließ er in der ihnen eigentümlichen Stimme reden. Und bei all dem schien der alte, abgehärmte Mann neu aufzuleben, und Bilder voll Kraft und Leben zogen am Geistesauge des verwundert lauschenden Schottländers vorüber. Es war eine alte, längst verschollene Zeit, schaurige Ereignisse, von der fast niemand mehr etwas wußte, die aber das Gedächtnis des uralten Mannes mit staunenswerter Treue festhielt.

Doch genug der einleitenden Worte, lassen wir vielmehr diesen merkwürdigen Mann seine Geschichte selbst erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Garten auf einem Ozeandampfer.

Es ist ein Vergnügen, dem hanseatischen Fortschrittsgeist in seiner Unermüdlichkeit zu folgen. Wie staunte man erst kürzlich über die vielen Neuerungen, die der Hamburger Riesendampfer „Amerika“ der Personenbeförderung über den Ozean gebracht hat. Und schon ist ein neues, größeres, an Neuerungen noch reicheres Schiff bereit, den Dienst aufzunehmen: die „Kaiserin Auguste Viktoria“ der Hamburg-Amerika-Linie. An Neuerungen noch reicher! Es wird das erste Schiff sein, das einen immergrünen Wintergarten, ein Palmgartenhaus besitzt. Auf dem zweithöchsten Promenaden-Deck des Riesenschiffs — neun Decks oder Stockwerke türmen sich übereinander — auf dem Kaiserdeck wird der schwimmende Garten zu finden sein. Man tritt durch windfangartige Vorräume in eine große Halle, in der gegen 100 Personen Platz finden, und die auf das anmutigste mit Palmen, Ziergewächsen und Blumen geschmückt ist. Die Vorderwand ist von einer Reihe großer Fenster durchbrochen, wie man sie in dieser Größe noch niemals auf einem Ozeanschiff gehabt hat. Hier öffnet sich dem Besucher des Gartens ein weiter Blick über das Meer. Eine runde Glaskuppel im Plafond, die auf kunstvoll geschnitzten Pilastern ruht, hilft malerische Helligkeit über den Garten verbreiten. Blumenberanktes Gitterwerk zieht sich an den Wänden entlang, auch das Oberlicht ist mit reizvollem Spaliergestänge bekleidet. Der Eintretende sieht in den gegenüberliegenden Ecken der Vorderwand zwei Grotten, die Versailler Motiven nachgebildet sind: Schwäne, von Putten gehalten, speien Wasser in marmorne Muschelschalen. Ringsherum laden bequeme Korbstühle und Sofabänke zum Sitzen ein, seidene Kissen liegen umher, an kleinen Tischen wird nachmittags Kaffee und Thee in seinem Porzellan serviert. Ueber weiche Perserteppiche tritt der Fuß. Frische Blumen lugen aus geflochtenen Vasen, aus Körben, aus Gitterkästen längs der Wände am Boden. Die Rückwand läßt zwischen Palmengrün eine Parklandschaft sehen mit